

UMSCHAU

Ein Ostdeutscher im Westberliner Exil

Jürgen Fuchs zum Gedenken

Der Literaturbetrieb schwieg weitgehend nach seinem Tod am 9. Mai 1999. Sein Verlag plante keine Neuauflage der Taschenbuchausgaben. Vom P.E.N. oder Schriftstellerverband kein Kranz am Grab oder eine Drei-Zeilen-Erklärung für die Nachrichtenagentur. Dafür wirkten die tschechische und polnische Botschaft bei der Festveranstaltung in der Akademie der Künste mit, zu der über 500 Menschen kamen. An einem Sonntagnachmittag. Danach wurden weitere Veranstaltungen zu Jürgen Fuchs vorbereitet, eine Bibliothek bekommt seinen Namen, am Geburtshaus soll eine Tafel angebracht werden, zwei Initiativen fordern einen nach ihm benannten Preis.

Jürgen Fuchs, 1950 in Reichenbach/Vogtland geboren, ist einer der unbekanntesten und am meisten verehrten Autoren dieser Republik. Wo anfangen, um die singuläre Bedeutung dieses Dichters, Schriftstellers, Psychologen und politisch engagierten Menschen zu erklären? Bei den Büchern und Texten, die zu oft nur beiläufig genannt werden. Ein Autor verweigerte sich mit Konsequenz den Erwartungen der Literaturgesellschaft DDR und versuchte dies auch dem Literaturbetrieb West gegenüber. Da waren die ersten, äußerst talentierten Gedichte in ihrer furchtnehmenden Striktheit. Sie beeindruckten und fallen noch heute auf, wenn man die Anthologien der Schülerlyrik „Offene Fenster“ zur Hand nimmt. Es war eben doch nie nur Schülerlyrik, was Edwin Kratschmer damals an die Öffentlichkeit brachte. In hohen Auflagen übrigens. Auch später, nach der unfreiwilligen Ausreise aus der DDR-Haft nach Westberlin, schrieb Jürgen Fuchs zwei Gedichtbände. Zusammen mit den „Gedächtnisprotokollen“, den „Vernehmungsprotokollen“ und einem leider nie gespielten Stück über den Ost-West-Menschenhandel, vielleicht die Bücher, in denen er sich am nächsten war.

Die Gedichte zwischen lyrischer Prosa und prosaischer Lyrik bestechen in ihrer sensiblen Kargheit. Sie wollen Spannungen aushalten. Ein Ostdeutscher im Westberliner Exil. Ein Vogtländer in Berlin. Jena in Kreuzberg, aber das gilt mehr für andere. Fremdheit und die Möglichkeiten, sie zu überwinden. Das Bekenntnis zur Differenz, zur Distanz, zur anderen Wahrnehmung, die den Unterschied zur Mehrheit aushält. Gedankenlyrik, die sich nah an den Realitäten bewegen wollte und diese gerade dadurch geschickt künstlerisch verfremdete. Da gab es jene vier Zeilen über die Insel Westberlin: „diese Stadt aus Stein, die könnte die Rettung sein, wenn ringsum das Meer wäre“.

Gültiger kann man das Dasein eines aus der DDR-Haft ausgebürgerten Dissidenten in der Frontstadt Westberlin nicht beschreiben. Und der Kalte Krieg hörte für Jürgen Fuchs nicht auf, nicht nur, weil einmal vor seiner Haustür eine Bombe explodierte. Viele interessierten sich für Jürgen Fuchs: zu Zeiten der DDR, da er für das Einschmuggeln verbotener Bücher in großer Zahl sorgte. Und auch später: Er blieb Orientierungsanreger und Maßstab für Menschen, zu deren Aufgaben es oft nicht gehört, Nachrufe zu schreiben. Seine „Gedächtnisprotokolle“ (1977) und „Vernehmungsprotokolle“ (1978) sind ein Stück politischer und literarischer Geschichte der DDR und der DDR-Literatur. Die Machtausübung wurde transparent gemacht und ins Wort gebracht – ein Reim, den Jürgen Fuchs eher vermieden hätte. Er setzte damit einen Maßstab für Wahrnehmungs- und Auseinandersetzungsmöglichkeiten.

Mit ihm begann die literarische und politische Auseinandersetzung mit der Staatssicherheit zu Zeiten der DDR. Wer das gelesen hatte, der mußte sein DDR-Leben ein wenig ändern oder das Gelesene rasch wieder vergessen und lieber

für „Quatsch“ halten. Durch diese Lektüre und seine späteren Essays waren politische Drucksituationen für andere besser zu verstehen und zu bestehen. Und alles fing immer mit literarischen Texten an. Nur durch die Qualität seiner Kurzprosa nötigte er dem Staat jene Aktivitäten ab, die seine politischen Methoden entblößten. Und die Jürgen Fuchs dann wiederum in seiner Prosa festhielt. Ein Text hieß „Das Fußballspiel“:

„Aber ich habe es doch erlebt: das will noch nichts besagen, andere haben ganz anderes erlebt, und nur unter uns, junger Freund, vergessen Sie die militärischen Geheimnisse nicht, wenn Sie so was schreiben.“

Nein, ich werde nicht vergessen, was uns dieser Unterfeldwebel oder Unterwachtmeister, wie er sich gern nannte, am zweiten Tag im Vorbeigehen sagte: Damit wir uns gleich richtig verstehen, wer hier durchdreht und Faxen machen will, der muß sich schon was Besonderes einfallen lassen, hier gab's schon alles: Aufhängen, Fenstersturz, Tabletten, auf Wache abknallen, alles schon dagewesen.

Gar nichts Besonderes, nur ein Sonabend-nachmittag im Juni, die Kaserne ruht, ein angeketteter Schäferhund bellt, einige Soldaten spielen Fußball. Die drei Schüsse waren kaum zu hören, etwas dämpfte den Schall.

Na und, der Posten am Tor ist tot, das kommt vor, seine Herzteile hängen oben im Postenpils, der ist grün, ganz grün wie Bäume und Sträucher.

Dann wird er abgedeckt, dann wird er abgeholt, dann wird Sand gestreut, weil dort doch jemand lag, in seinem eigenen Blut an einem Sonabend-nachmittag, und ich spielte Fußball, zwanzig Meter entfernt.

Und offiziell? Kein Grund zu Panik, Genossen, er war etwas schwermütig veranlagt, das kommt vor, nahm sich alles sehr zu Herzen, zu Hause stimmte etwas nicht, und überhaupt, was weiß denn ich, was sich so einer dabei denkt.

Dann wurden die Lautsprecher eingeschaltet. Musik, Schlager und Märsche.

Als wir am Abend zur Essensbaracke marschierten, überholten uns lachend zwei Unteroffiziere und rissen Witze über diese Schwächlinge, denen man eben keine scharfe Munition geben kann.

Das ist ein Einzelfall, werden Sie sagen, weil es

um einen einzelnen Menschen geht, aber um mich geht es auch, ich spielte zufällig mit vier anderen ein wenig Fußball in irgendeiner Kaserne.“

Wenige Worte, die um 1974 sehr viel Wirkung entfalteten in der DDR. Am Anfang war das Wort, am Ende das Verhör – über jene Sätze, die die Welt beschreiben und verändern wollten. Mit dem „Fußballspiel“ und anderen kurzen Prosatexten schrieb sich Jürgen Fuchs damals von der subversiven Lyrik in die direktere subversivere Prosa und in die deutsche Literaturgeschichte hinein. Ein Wolfgang Borchert mit Weltveränderungswillen war auferstanden. Eine Fassungslosigkeit jenseits von Wut und Staunen springt den Leser und mehr noch den Hörer an. Dieser Blick auf die DDR-Realität schien den Machtverwaltungen sofort unerträglich. Sie hatten da den richtigen Instinkt. Ins alltägliche übersetzt scheinen diese Texte unaufhörlich „Darf das wirklich wahr sein?!“ zu fragen. Warum eigentlich? Werden so schlimme Dinge geschildert? Einer bringt sich um in einer Armee. Die anderen dürfen das nicht so wichtig nehmen, damit das System weiter funktioniert. Gar nicht so leicht, die Wirkung dieser Zeilen exakt zu begründen. Sie kappen die inneren Bindungen zur DDR-Macht und kündigen die durchschnittliche Disziplin eines Menschen auf, der keinen Ärger haben will.

Formal suchte Jürgen Fuchs nach Formen, die rascher als das traditionelle Erzählen auf den Punkt kommen, der sich zum Raum öffnet und den Leser sofort in diesen Spannungsraum zwingt. Jeder dieser kurzen Texte ist ein kleines Stück. Und die Lesung durch den Autor geriet zur Inszenierung. Eine der ersten öffentlichen, am 7. Februar 1975 in Bad Köstritz (mit Bettina Wegner und Gerulf Pannach), führte gleich zum Verbot der Texte, der Akteure und zur zeitweiligen Schließung der Galerie. „Das Fußballspiel“ wirkt durch den inneren Dialog, schon im ersten Satz streiten zwei Stimmen, und seinen Kontrast zu den Momenten nüchterner Beschreibung. Fuchs erarbeitete sich damit ein Modell, das er in seinen späteren Romanen ebenso ausschreibt wie in seinen dramatischen Versuchen und seinen Hörspielen. Dieses „Fußballspiel“ ist der „Klartext“ als Kunsttext.

Nach dem Tod des Autors hörte ich öfter den Begriff „Betroffenheitsliteratur“ auf sein Werk

bezogen. Welch ein Unsinn. Findet hier nicht ein Aufheben durchschnittlicher DDR-Betroffenheit durch das Bewußtwerden dieser statt? Dieser Text handelt in einem Staat und läßt ihn hinter sich. Was in und an dem Staat totalitär sein will, löst diese Prosa in Sätze auf, die die Mitmacher erschrecken lassen. Der Text über das Verdrängen muß selbst aus der Öffentlichkeit verdrängt werden.

Kein anderes literarisches Stück bekam ich in Aussprachen so oft zitiert oder als schlecht lesbaren Durchschlag vorgelegt wie dieses. Im Zentralrat der Freien Deutschen Jugend, in der Bezirksleitung der FDJ, ihrer Kreisleitung ... Der Mensch von der FDJ-Universitätsleitung sagte, daß er ja ganz anderes bei der Armee erlebt habe. Auf den Hinweis, auch dieser Einwand sei im Text schon vorgebracht, schimpfte er verwirrt. Auf den nächsten Hinweis, auch er könne alles aufschreiben, dachte er wohl eine Sekunde über diese Möglichkeit nach und verstummte erschrocken.

Jürgen Fuchs ließ einen erleben, wie hilflos die Genossen von der Universitätsparteilitung, der Kreisleitung der SED, der Bezirksleitung, dem Kreis- und Bezirkskabinett für Kulturarbeit sein konnten. Wegen einer Seite beschriebenem Papier. Es war herrlich. Es machte Angst. Und die im ZK der SED oder im Ministerium für Kultur oder im MfS redeten scheinbar noch gar nicht mit – obwohl sie längst Zersetzungsmaßnahmen planten. Der Referent für Literatur bei der Bezirksleitung Gera kam abends bei mir rein zufällig vorbei, um ganz ehrlich zu sagen, wie schlecht er dieses „Fußballspiel“ finde. Was wolle dieser Fuchs? Andere Verhältnisse, dachte ich und sagte es lieber noch nicht. Die DDR-Literatur war für mich ausgelaugt, leergeschrieben und irgendwie an einem Endpunkt angelangt. Etwas für Akademien und Ruhesüchtige. Alles künftig Geschriebene würde vielleicht interessant, aber letztlich langweilig sein. Mit dem „Fußballspiel“ und anderen Arbeiten (auch anderer, zum Beispiel Thomas Brasch) begann etwas erfrischend Neues: die DDR-Beendigungsliteratur.

Und heute liest sich so ein „Fußballspiel“ als Vorspiel für eine mögliche künftige Barbarei. Vorahnung der Diktaturen des 21. Jahrhunderts? Die permanente Beschäftigung des einzelnen, der

in der Demokratie ja oft gar nicht gebraucht zu werden scheint, könnte der gefährliche Punkt sein, an dem Mehrheiten das Interesse an der pluralistischen Gesellschaft verlieren. Die Armee liefert da immer noch das Grundmodell für jede Diktatur. Und die Beschäftigung mit dem Text „Das Fußballspiel“ wäre dann leider weniger Vergangenheitsrerhellung als Zukunftsvergewissung.

Das gilt auch für die Erinnerungen an die Stasi-Untersuchungshaft zwischen innerem Monolog und der Wiedergabe von Vernehmungsfetzen. All diese Arbeiten haben schon ein Thema, das dem späteren literarischen Werk überall eingebrennt zu sein scheint: der Beschäftigung mit der Angst, die ein Staat und die von ihm disziplinierte Gesellschaft produzieren. Und der Einsamkeit durch diese Angst. Und dem Versuch, diese Angst zu überwinden. Und auf ein Leben hinzuschreiben, das den Menschen weder Ideologien noch einen Zeitbegriff der permanenten Beschleunigung aufzwingt.

Unvergessen die beiden Romane über die DDR-Armee („Fasonschnitt“, „Ende der Feigheit“), die lesen sollte, wer nicht kapiert, wie die politische und seelische Disziplinierung von Menschen funktionieren kann. Fuchs beschrieb den Druck und setzte sich selbst unter Druck, etwas gegen diese beschriebenen Umstände zu tun und die immer neu drohende Sprach- und Ratlosigkeit zu überwinden. Und dann kam 1998 der Roman „Magdalena“¹, der einige Kritiker vor allem zu der Beschäftigung anregt, zu beweisen, daß dies ja gar kein richtiger Roman sei. Das kann sein. Vielleicht sind eher die unrichtigen Romane die nötigen. Hier schreibt einer gegen den Tod an und reflektiert gleichzeitig dieses Aufbäumen. Dieser furchtlose Ernst und die ihm innewohnende unduldsame Menschenfreundlichkeit wird über den Tod hinaus provozieren. Einer der klügeren Kritiker schrieb, dieses Buch entfalte vielleicht erst aus zeitlicher Distanz seine Bedeutung.

Als Dissident ist er bekannt geworden; begriffen worden ist es noch nicht, was sich da um Jürgen Fuchs herum als Energiezentrum der DDR-Opposition in den späten 70er und vor allem in den 80er Jahren gebildet hatte. Zu DDR-Zeiten im Gartenhaus von Robert Havemann und mehr

noch in Westberlin. Auch hier unterlief Fuchs alle Klischees – zum Beispiel das, daß man nur in der DDR die Veränderung der DDR bewirken kann. Was er von Berlin/West aus tat, um die Menschen zu unterstützen, unterdrückte Nachrichten zu verbreiten, Kontakte zur Welt herzustellen und dann wieder ganz einfach persönlich zu helfen, geht an die Grenze der Vorstellungskraft. Eine Ahnung davon vermittelt das gerade erschienene Buch „Vision und Wirklichkeit“ von Udo Scheer, das die widerständige Szenerie in Jena, Berlin/Ost und Berlin/West zu beschreiben versucht.

Hier müßte ich jetzt sehr persönlich werden. Wir nahmen irgendwie die deutsche Vereinigung partiell vorweg – und wer diese Solidarität aus Westberlin (nicht nur von ehemaligen DDR-Bürgern) erfuhr, kann den Ost/West-Klischees heute nicht viel abgewinnen. Einige Menschen sind von dem Verschwinden der DDR schlichtweg überfordert. Andere – wie Jürgen Fuchs – haben an diesem Ablösungsprozeß eines Staates (der

von der Herrschaft über „seine“ Menschen getrennt wird) fleißig mitgewirkt. Jürgen Fuchs lebte eine neue, bis dato für unmöglich gehaltene subversive Qualität der Opposition vor. Wäre Petra Kelly ohne ihn zu Bärbel Bohley gekommen? Ich hätte keine Zeilen als Grußadresse der DDR-Friedensbewegung verfassen dürfen, die dann Heinrich Böll auf einer Kundgebung in Bonn vortrug. Am Schluß etwas vom Anfang, eines seiner ersten Gedichte:

„Diese Angst / Auf halber Zeile: / Daß mein
Stift / Zerbricht / Bevor alles gesagt / Und / Wer
hört mich / Wenn ich schweige“

Hinter dem letzten Wort steht kein Punkt. Und wir machen keinen. Wieso schafft es große Literatur, den Eindruck zu erzeugen, als ob sie schon immer alles gewußt habe?

Lutz Rathenow

¹ Fuchs, Jürgen: Magdalena. MfS. Memfisblues. Stasi. Die Firma. VEB Horch & Gauck – ein Roman. Berlin: Rowohlt 1998. 512 S. Lw. 45,-.